

**Eröffnungsvortrag von Dr. Alexandra Manske am 22. Juni 2009 auf der Konferenz des Österreichischen Bundesministeriums für Unterricht, Kunst und Kultur zum Thema**

## **Soziale Lage von Kreativen**

**22. – 23. Juni 2009**

**Volksbildungshaus Wiener Urania**

**Uraniastraße 1, 1010 Wien**

### **Prekäre Perspektiven.**

## **Die Arbeit von Kreativen und die „Neu-Erfindung“ der Arbeitsgesellschaft**

### **Einleitung**

Ich werde im Folgenden über den Wandel der Arbeitsgesellschaft sprechen. Ich tue das mit der Überzeugung, dass wir es gegenwärtig mit einem fundamentalen gesellschaftlichen Umbruch zu tun haben und dass wir an dem Übergang zu einer kapitalistischen Arbeitsgesellschaft „neuen Typs“ leben (Dörre 2009). Dieser Umbruch, so meine These, begrenzt sich nicht auf Erschütterungen an den gesellschaftlichen Rändern, sondern führt auch in der sozialen Mitte zu Verunsicherungen: das gesellschaftliche Zusammenleben wird neu figuriert; dazu gehört, dass sich einerseits Ungleichheitsverhältnisse verschärfen und dass sich andererseits neue soziale Ungleichheitskonstellationen bilden; m.a.W: wir müssen einerseits eine dramatische Verfestigung von Armut feststellen, die uns zeigt, dass soziale Aufstiege vom unteren gesellschaftlichen Rand kaum mehr möglich sind. Andererseits beobachten wir in der gesellschaftlichen Mitte eine zunehmende Statusverunsicherung, d.h. eine Unberechenbarkeit und Unsicherheit in den Lebensverläufen.<sup>1</sup> Es ist dies ein Prozess, der durch den Umbau des bisherigen Wohlfahrts-Regimes vorangetrieben wird. Ich spreche also nicht nur über ökonomisch induzierte Veränderungen, sondern auch über politisch Entscheidungs- und Gestaltungsprozesse, die ihrerseits zu einer Prekarisierung von Lebenslagen beitragen.

---

<sup>1</sup> Die Ungleichheit und Armut ist seit 2000 in Deutschland unter allen OECD-Ländern am stärksten gestiegen (Schäfer 2008: 592).

Allerdings impliziert der Strukturwandel der Arbeitsgesellschaft ebenso Öffnungen bisheriger Ungleichheitsverhältnisse. Macht- und Herrschaftsverhältnisse werden jedoch neu gemischt, ohne dass alte Strukturen komplett aufgebrochen würden. Insgesamt zeitigt das, was ich etwas zugespitzt die „Neu-Erfindung“ der Arbeitsgesellschaft nenne, also mehrdeutige Effekte. Wie sich dieser Wandel darstellt – das ist das Thema meines Eröffnungsvortrages heute Abend. Die *Frage*, die es zu beantworten gilt, ist folglich, ob Kreative für sich ebenso das Signum der Prekarität beanspruchen können, wie es die Niedriglohnarbeiterin bspw. eines Drogerie-Discounters unzweifelhaft kann, und wo ihre Gemeinsamkeiten und Unterschiede liegen und inwieweit diese Entwicklung den Strukturwandel der Arbeitsgesellschaft charakterisiert.

Zur Illustration werde ich

- erstens auf den Trend zur Niedriglohnbeschäftigung und damit auf Prekarisierungstendenzen in den „unteren Etagen“ der Arbeitsgesellschaft eingehen sowie
- zweitens beleuchten, unter welchen Bedingungen prekäre Arbeits- und Lebenslagen auch hoch qualifizierte soziale Gruppen betreffen. Hierfür werde ich Untersuchungsbefunde aus der Kultur- und Kreativwirtschaft anführen, die ich im Verlaufe der letzten Jahre heraus gearbeitet habe.

Beginnen möchte ich mit einem Zitat einer 32-jährigen Webdesignerin aus Berlin, die ihr Lebensgefühl im Jahr 2005 wie folgt beschreibt.

*„Ich glaub, so die Zeiten, dass man `ne Ausbildung macht und denn bis ins Rentenalter am selben Bankschalter oder in derselben Fleischerei hockt, das ist sowieso gegessen. Tja, dann macht man halt 5, 6 andere Sachen vielleicht. Ich glaube, das ist eh so der Weg, wo es hingehen wird.“* (befragte Webdesignerin)

Fünf, sechs andere Dinge im Laufe eines Erwerbslebens zu machen, gehört für viele Menschen inzwischen zur Normalität, und mehr noch: eine zunehmende Anzahl von Menschen macht diese fünf, sechs anderen Dinge nicht nacheinander, sondern parallel. Ich spreche somit von einer Situation, in der Menschen verschiedene Jobs gleichzeitig machen, sei es, dass sie eine Standbein-Spielbein-Strategie verfolgen, wie es auf viele Kulturschaffende und Künstler zutrifft oder dass sie mehrere Niedriglohnjobs gleichzeitig machen, um sich und die Familie über Wasser zu halten.

Insofern geht es unter den aktuellen Bedingungen nicht nur darum, dass man nicht ein Leben lang denselben Beruf ausübt. Der Wandel der Arbeitsgesellschaft ist weitgehender, als ihn die eben zitierte Webdesignerin ausgemalt hat.

## **2. Der theoretische Mehrwert des Begriffs „Prekarisierung“**

**Der Begriff der Prekarisierung** erweist sich als hilfreich, um den gegenwärtigen Strukturwandel von Arbeit auf unterschiedlichen Ebenen zu charakterisieren (vgl. Castel/Dörre 2009), wenngleich er bislang gesellschaftstheoretisch noch unterbestimmt ist, was an dieser Stelle vernachlässigt werden soll. Mit einem Konzept von Prekarisierung, wie ich es verstehe, lassen sich nicht nur gesellschaftliche „Integrations- und Anomieprobleme“ (Castel 2000: 13) von vorwiegend männlichen Industriearbeitern beschreiben (vgl. kritisch dazu Aulenbacher 2009; Manske 2008). Ich spreche dabei bewusst von Prekarisierung und nicht von Prekarität,

weil es sich um einen dynamischen Prozess und nicht um einen Zustand handelt. Auf diese Weise lassen sich zum ersten soziale Phänomene wie die Erschütterung gesellschaftlicher Kerninstitutionen umreißen, insbesondere meine ich den Trend zur Projektifizierung von Arbeit unter wohlfahrtsstaatlich deregulierten Bedingungen, den die eingangs zitierte Webdesignerin angesprochen hat. Zum zweiten wird mit dem Begriff konstatiert, dass der gegenwärtige Strukturwandel nicht nur ökonomisch bedingt ist, sondern auch ein Produkt politischer Entscheidungen ist.<sup>2</sup> Zum dritten können auch neue soziale Zumutungen an die Lebensführung der Einzelnen erfasst werden (Manske 2009; Völker 2009).

Will man diesen Ansatz der Prekarisierung in ein Bild fassen, dann muss man sich Gesellschaft als einen konzentrisch angeordneten Strukturzusammenhang vorstellen (vgl. Castel 2000).

Im gesellschaftlichen Zentrum, quasi als Herzstück gesellschaftlicher Teilhabe steht in diesem Modell sozialstaatlich regulierte und abgesicherte Erwerbsarbeit. Erwerbsarbeit als zentralen Modus gesellschaftlicher Teilhabe zu betrachten, hat eine demokratietheoretische Implikation: sie besagt, dass sich über die Art und das Ausmaß der Erwerbsteilhabe politische und soziale Inklusion transportiert. Damit ist nicht zuletzt die Frage nach sozialer Gerechtigkeit angesprochen (vgl. Meyer 2005).

Welches Maß an gesellschaftlicher Teilhabe die Menschen für sich realisieren können, hängt demnach wesentlich davon ab, ob sie ihre Existenz mit Erwerbsarbeit sichern können und wie weit die Einzelnen auf verbrieft, sozialstaatliche Teilhaberechte bauen können. Wird nun Erwerbsarbeit in zunehmendem Ausmaß prekär, dann weitet sich die von Castel so genannte „Zone der Verwundbarkeit“ zunehmend aus, wie sich an der Zunahme von atypischen Beschäftigungsverhältnissen oder der Zunahme von Mini-Jobs und dem Anteil neuer prekärer Selbständiger zeigt. Diese Phänomene weisen auf mehr hin, als „nur“ auf unsichere oder heikle Erwerbsarbeit. Wenn man Castel (2000) darin zustimmt, dass Erwerbsarbeit die Hauptstütze für die Verortung der Einzelnen in der Sozialstruktur und damit im sozialen Raum sei, dann weist die Ausdehnung der Zone der Verwundbarkeit auf ein abnehmendes Maß politischer und sozialer Inklusion breiter Bevölkerungsteile und damit auf eine Abnahme sozialer Gerechtigkeit hin.

Sozialdiagnostisch handelt es sich bei der „Zone der Verwundbarkeit“ um eine neue gesellschaftliche Problemlage. „Neu“ daran sind ihre fließenden Übergänge, ihre widersprüchlichen institutionellen Einbindungen, wie z.B. schnell aufeinander folgende Wechsel von Beschäftigungsformen und Erwerbslosigkeit. „Neu“ im Sinne von theoretisch neu bewertet, ist, dass von „sozialstrukturellen Zwischenräumen“ gesprochen wird, in denen sich die von prekären Existenzbedingungen Betroffenen befinden. Sie mäandern infolge der häufigen Wechsel zwischen den verschiedenen Beschäftigungsformen und/oder Erwerbsformen durch den sozialen Raum. Lohnersatzleistungen oder für Deutschland die Grundsicherung durch Hartz IV stellen dann oftmals keine Überbrückung temporärer Notlagen dar, sondern werden zur wesentlichen Grundlage des Lebensunterhalts (vgl. Bartelheimer 2005: 31). Der Begriff der Prekarisierung bringt nun genau diese Prozesse auf den Punkt und bezieht sie auf die Lebensführung der Menschen.

---

<sup>2</sup> In Deutschland zeigt sich dies z.B. an der Neujustierung der Arbeits- und Sozialpolitik im Kontext der so genannten „Agenda 2010“, in deren Folge sich der Trend zur Niedriglohnarbeit nochmals deutlich verstärkt hat (Vogel 2009).

Wer treibt nun unter prekären Bedingungen in sozialstrukturellen Zwischenräumen? Ich komme zu den Fallbeispielen.

## 2.1 Zonen sozialer Gefährdung, Teil eins: „Billig-Jobs auf dem Vormarsch“

Ist Erwerbsarbeit also einerseits das zentrale Moment für gesellschaftliche Teilhabe, wird andererseits immer deutlicher, dass eine zunehmende Anzahl von Menschen ihren Lebensunterhalt nicht eigenverantwortlich über Erwerbsarbeit absichern kann.

Niedriglohnarbeit weitet sich massiv aus. „In Deutschland arbeitet bereits jeder Fünfte im Niedriglohnsektor“ (vgl. Berliner Zeitung vom 19./20. April 2008). Im Jahr 2006 lag der Niedriglohnanteil in Gesamtdeutschland bei 22,2% (SOEP<sup>3</sup>). Absolut entspricht dies fast 6,5 Millionen Niedriglohnbeschäftigten. Während seit 1995 die Vollzeitarbeit um gut 18% abgenommen hat, sind Niedriglohnjobs explosionsartig gewachsen. Den größten Zuwachs im Niedriglohnbereich verzeichnen die sog. „Mini-Jobs“ sowie die Teilzeitarbeit (s. Tab. 1). Sie sind seit Mitte der 1990er Jahre um mehr als 160% gewachsen. Das sind alarmierende Zahlen. Sie verdeutlichen, warum in Deutschland die Armut rasant wächst und sich verfestigt.

**Tabelle 1: Niedriglohnbeschäftigung nach Beschäftigungsformen, Deutschland 1995 und 2006 (in %)**

| Niedriglohnanteil in Kategorie |      | Änderung Niedriglohnbeschäftigung |           | Änderung Gesamtbeschäftigung |           |
|--------------------------------|------|-----------------------------------|-----------|------------------------------|-----------|
| 1995                           | 2006 | 1995-2006                         | 1995-2006 | 1995-2006                    | 1995-2006 |
| <b>Vollzeit</b>                | 11,0 | 14,3                              | +12,6%    | -13,5%                       |           |
| <b>Teilzeit</b>                | 22,2 | 23,4                              | +24,5%    | +18,0%                       |           |
| <b>Minijobs</b>                | 86,0 | 91,7                              | +181,2%   | +163,8%                      |           |
| <b>Gesamt</b>                  | 15,0 | 22,2                              | +43,3%    | -3,1%                        |           |

Quelle: Kalina/Weinkopf 2008: 6

Gleichzeitig hat sich die Zahl von Un- und Angelernten unter den Niedriglöhnern seit den 1990er Jahren stetig verringert; zwei Drittel weisen eine Berufsausbildung auf und stellen mit rund 66 Prozent die qualifizierte Mehrheit im Niedriglohnbereich dar. Doch auch mit Berufsausbildung gilt: wer einmal in der Niedriglohnmühle

<sup>3</sup> Sozioökonomisches Panel, eine jährliche, repräsentative Wiederholungsbefragung privater Haushalte in Deutschland. Dieses Survey stellt Mikrodaten für die sozial- und wirtschaftswissenschaftliche Grundlagenforschung bereit. Beheimatet ist das multidisziplinäre SOEP am DIW Berlin, dem größten deutschen Wirtschaftsforschungsinstitut.

ist, kommt nur noch in Ausnahmefällen aus ihr heraus. Etwa 500.000 bis 700.000 Niedriglöhner beziehen aktuellen Arbeitsmarktdaten zufolge zusätzlich zu ihrem Lohn „Hartz IV“ (vgl. Kalina/Weinkopf 2008).

Niedriglohnanteile sind besonders hoch unter gering Qualifizierten (45,6%), Frauen (30,5%), Jüngeren (56,3%) und Migrant/innen (38,9%) (Kalina/Weinkopf 2008: 6). Differenziert nach Branchen ist vor allem der Dienstleistungsbereich von Niedriglohnarbeit betroffen. In einigen traditionell weiblich dominierten personen- und haushaltsbezogenen Dienstleistungen liegt das Lohngefüge so niedrig, dass dort bereits von regelrechten Niedriglohnbranchen gesprochen wird. Als Beispiele sind etwa das Hotel- und Gaststättengewerbe, der Einzelhandel, Gebäudereinigung, Privathaushalte zu nennen. Zugleich sind auch immer mehr Männer zu niedrigen Löhnen beschäftigt, z.B. als Leiharbeiter in der Automobilbranche (Holst 2009).

Insgesamt ist es so, dass in Deutschland zwei Drittel aller Niedriglöhner weiblich und ein Drittel männlich sind (Dörre 2007: 296). Der Niedriglohnbereich ist also nach wie vor eine Frauendomäne, die allerdings ethnisch gefärbt ist. Zugleich haben wir es aber auch mit einer Prekarisierung männlicher Erwerbsbiografien zu tun – und das ist die eigentliche Neuigkeit (Wimbauer 2006).

Der vertiefende Blick in Untersuchungsbefunde aus einer qualitativen Studie zu Lebensführungen von Beschäftigten im ostdeutschen Einzelhandel vertieft die eben erläuterten quantitativen Befunde. Die Untersuchung macht deutlich, welche Folgen die Zunahme von Niedriglohnarbeit für Geschlechterarrangements haben kann; etwa dann, wenn eine „Niedriglohnarbeiterin“ aus dem Einzelhandel angesichts der anhaltenden Arbeitslosigkeit ihres Ehemannes zur Familienernährerin wird.

Die befragte Angestellte aus dem Einzelhandel erzählt, dass Ihr Lohn einer 27,5 Std.- Woche zwar das Überleben sichere, aber eigentlich nichts zum Leben übrig lasse, weil sie zu zweit von einem kargen Teilzeitlohn leben müssten. Dieses Muster, demzufolge es häufig *den* männlichen Haushaltsvorstand nicht mehr gibt, schwächt aber nicht nur die wirtschaftliche Lage des Ehepaares insgesamt; es schwächt auch die traditionellen privaten Dominanzverhältnisse, wie folgendes Zitat der prekär beschäftigten Frau, jetzt Haushaltsvorstand zeigt: *„ne, also, er hat schon seine Stärken, mir persönlich gibt er schon Kraft, - indem er da is, wenn ich nach Hause komm.“* (Zitat Beschäftigte im Einzelhandel, in Völker 2007: 190).

So wird der arbeitslose Ehemann zur guten Seele des Hauses und damit gewissermaßen zur Frau im bürgerlichen Geschlechterarrangement erklärt (vgl. Hausen 1976).

Bringen wir nun die beiden Ebenen – die strukturelle Arbeitsmarktteilhabe und die Ebene der Lebensführung – zusammen, dann sehen wir, dass sich im expandierenden Niedriglohnsektor ein geschlechterübergreifender Abschied von existenzsichernder Erwerbsarbeit mit paradoxen Folgen manifestiert. Einerseits ebnet Niedriglohnarbeit zwar weder für Männer noch für Frauen den Weg in den ersten Arbeitsmarkt. Vielmehr knüpft die politisch erwünschte Ausweitung von Niedriglohnarbeit an traditionelle Ungleichheitsmuster der bundesdeutschen Geschlechterordnung an und trägt zu einer Verfestigung von hergebrachten Problemlagen bei (vgl. Heil/Manske 2007). Andererseits zeigt das Fallbeispiel aus dem Einzelhandel, dass bei näherem Hinsehen die hergebrachte, sozialstaatlich verfestigte Normalitätsannahme des modernisierten Ernährermodells brüchig wird.

## 2.2 Zonen sozialer Gefährdung, Teil zwei: Kreativarbeit als Risikolage.

Wie sich Prekarisierung im als wirtschaftspolitischen Zugpferd und Feld wirtschaftlicher Expansion inszenierten Arbeitsmarktsegment der Kultur- und Kreativwirtschaft artikuliert, ist Thema dieses Abschnitts.<sup>4</sup> Operiert wird mit einem Begriff der Kultur- und Kreativwirtschaft, wie er im Enquete-Bericht der Bundesregierung ‚Kultur in Deutschland‘ (2007) sowie im aktuellen Kulturwirtschaftsbericht der Stadt Berlin (2008) definiert ist.

Gegenstand der Ausführungen sind primär qualitative Untersuchungsbefunde. Empirische Basis sind zwei qualitative Untersuchungen des »Kreativmilieus« in Berlin, die auf etwa 40 Akteurs-Interviews, fünf Experteninterviews, einer Vielzahl informeller Gespräche sowie auf Feldbeobachtungen beruhen und im Zeitraum zwischen 2001 und 2007 durchgeführt wurden. Zwar keine Paneluntersuchung, bauen die Studien doch aufeinander auf und stellen zugleich eine perspektivische Erweiterung dar, da es sich zum einen um eine Fokussierung auf die Internetbranche und zum anderen um eine Untersuchung der Kreativwirtschaft handelt (Manske 2007; Manske/Merkel 2009). Als subjektives Bewältigungsmuster werde ich eine Strategie vorstellen, die ich als Kontingenz-Kompetenz fasse. Darunter ist eine habituelle Einsicht und selbst-disziplinäre Anpassung an raum- und zeitgebundene strukturelle Anforderungen zu verstehen, die es den Akteuren ermöglicht, unter den gegebenen Bedingungen zu agieren und sich ein Stück Handlungsautonomie zu bewahren (Manske 2009).

Kreative sind keine klassischen Künstler (vgl. dazu Manske/Merkel 2009). Wir können sie in Anlehnung an Andreas Wiesand definieren als tätig „in Teilmärkten der Künste und der Medien sowie angrenzenden Tätigkeitsfeldern“ (Wiesand 2006: 12). Spätestens seit Ende der 1980er Jahre gilt die Kultur- und Kreativwirtschaft als einer der dynamischsten Wirtschaftsbereiche überhaupt. Laut dem Bericht der Enquete-Kommission der Bundesregierung „Kultur in Deutschland“ aus dem Jahr 2007 liegt der Anteil der Kultur- und Kreativwirtschaft an der Bruttowertschöpfung der Bundesrepublik im Jahr 2004 mit 36 Mrd. € zwischen der Chemischen Industrie und der Energiewirtschaft. Die Gesamtzahl der Erwerbstätigen im Kultursektor betrug bundesweit im Jahr 2003 rund 800.000 Personen und ist seit 1995 um rund 33 % angewachsen (Enquete-Bericht 2007, S. 336ff). In Berlin ist mittlerweile jeder 10. in der Kreativwirtschaft beschäftigt. Das sind in absoluten Zahlen etwa 150.000 Beschäftigte - und damit mehr als im Produzierenden Gewerbe.

Aus diesem Grund liegt die Kreativwirtschaft der Politik zunehmend am Herzen. Um ein Beispiel zu nennen, existiert auf Ebene der deutschen Bundesregierung seit Mai 2008 unter dem Titel „Created in Germany“ eine Initiative zur Unterstützung und Weiterentwicklung der „Kultur- und Kreativwirtschaft“.<sup>5</sup> Auch auf europäischer Ebene brennt das Thema: Ende des Jahres 2009 will die Europäische Kommission ein Grünbuch über die Kultur- und Kreativwirtschaft vorlegen. Außerdem ist das Jahr 2009 zum „Europäischen Jahr der Kreativität und

---

<sup>4</sup> Zur Kritik am wirtschaftspolitisch aufgeladenen Begriff der Kreativwirtschaft siehe Manske/Merkel 2008 sowie Manske/Schnell 2009. Trotz aller Kritik bleibe ich beim Begriff Kultur- und Kreativwirtschaft, weil ich darin eine kommunikative Brücke zwischen Politik und Wissenschaft sehe. Entscheidend ist indes, den Begriff so zu modellieren, dass seine politische Regulierungsbedürftigkeit stärker in den Vordergrund rückt und damit auch die lange vorherrschenden hochfliegenden Hoffnungen als wirtschaftlicher Wachstumsmotor relativiert werden.

<sup>5</sup> Auch auf europäischer Ebene besitzt die Thematik der Kultur- und Kreativwirtschaft Aktualität. Mit der Mitteilung der Europäischen Kommission vom 10. Mai 2007 über eine europäische Kulturagenda im Zeichen der Globalisierung und einer Entschließung des Rates vom 16. November 2007 ist der Weg zu einer gemeinsamen europäischen Kulturagenda geebnet worden. Besonders detailliert sind die Vorgaben für die Förderung der Kultur- und Kreativwirtschaft. Auf der Grundlage einer Reihe von Gutachten und Studien soll die Kommission Ende 2009 ein Grünbuch über die Kultur- und Kreativwirtschaft vorlegen. Um die Wissensgrundlagen der Kultur- und Kreativwirtschaft zu stärken, ist außerdem das Jahr 2009 zum „Europäischen Jahr der Kreativität und Innovation“ erklärt worden (Ratsdokument 8935/08; zitiert nach Deutscher Bundestag, wissenschaftliche Dienste Nr. 33/08, 16. Juni 2008).

Innovation“ erklärt worden (Ratsdokument 8935/08; zitiert nach Deutscher Bundestag, wissenschaftliche Dienste Nr. 33/08, 16. Juni 2008).

So werden ‚Kreative‘ als wirtschaftspolitische Hoffnungsträger adressiert, und zwar insbesondere und ausgerechnet ihre schwächsten Glieder – die Alleinunternehmer.<sup>6</sup> Dies wird etwa im Enquete-Bericht der Bundesregierung aus dem Jahr 2007 zur „Kultur in Deutschland“ deutlich, wenn darin zu lesen ist, dass die Klein- und Kleinstunternehmern das „Kraftzentrum“ der Kreativwirtschaft seien, von dem die wichtigsten wirtschaftlichen Impulse ausgehen würden (Enquete-Bericht 2007, S. 7).

Der kreativwirtschaftliche Arbeitsmarkt selbst durchläuft allerdings eine Entwicklung, die sich als marktliche Radikalisierung beschreiben lässt: Während bis zu Beginn der 1990er Jahre der öffentliche Kultur- und Medienbetrieb der wichtigste Arbeitgeber war, agieren heute die meisten Kreativen auf dem „offenen“ Markt (vgl. Haak/Schmid 1999: 20). Das heißt neben den eigentlichen Arbeitsbedingungen auch, dass die meisten Kreativen kaum sozialen, tarifpolitischen und rechtlichen Schutz genießen, weil etwa die Hälfte bis zwei Drittel aller Kreativen alleine arbeiten, also sog. Alleinunternehmer sind.

Ihre Arbeit wird nicht verbindlich geregelt, wie etwa bei Festangestellten oder den klassisch freien, verkammerten Berufen. Die Mitgliedschaft in Berufsverbänden ist freiwillig; diese sind nicht in korporatistische Strukturen eingebunden und verfügen nur über eine geringe Regulationsmacht – ihre Rolle beschränkt sich meist auf die interne Vermittlung von Preis- und Qualitätsstandards (vgl. Betzelt 2006). Auch die soziale Absicherung für Alter, Krankheit und Pflege ist nur ungenügend. Mit der Künstlersozialkasse (KSK) existiert zwar eine gesetzliche Mindestabsicherung für Künstler und Publizisten, sie beinhaltet aber keine Absicherung im Falle von Arbeitslosigkeit (vgl. Gottschall/Schnell 2000).

Parallel zur wirtschaftlichen Expansion und zur marktlichen Radikalisierung – und es ist wichtig, dies als einen ineinander greifenden Prozess zu begreifen – sind die Gesamteinkommen geschrumpft, während der Anteil der Alleinunternehmer beständig wächst. Laut KSK liegen die Durchschnittseinkommen in den von ihr erfassten Berufen im Jahr 2004 bei 11.000 € im Jahr (Haak 2005). Doch ist diese Zahl nur ein grober Anhaltswert, denn vor allem zeichnet sich die Kultur- und Kreativwirtschaft durch eine Einkommensspreizung aus. Laut Enquetebericht liegt das Spektrum bei Alleinunternehmern bundesweit zwischen 900 und 2.600 € netto im Monat.<sup>7</sup> In Berlin als quasi ‚Hauptstadt des Prekariats‘ liegt das Einkommensniveau in der Kultur- und Kreativwirtschaft deutlich niedriger als in Westdeutschland.<sup>8</sup> Selbständige Künstler bspw. verfügen über weniger als die Hälfte des Nettoeinkommens der anderen Selbständigen in Berlin (Mundelius 2009: 143).<sup>9</sup>

---

<sup>6</sup> Unbenommen der labilen wirtschaftlichen und sozialen Lage der Mehrheit der „Kreativen“ erhielt Berlin von der UNESCO (Paris) als erste Stadt in Europa im Januar 2006 die Auszeichnung „Stadt des Designs“ und wurde in das weltweite „Creative Cities Network“ der UNESCO aufgenommen. Denn: „Berlins Creative Industries haben sich zu einem innovativen Wirtschaftsfaktor mit internationaler Ausstrahlung entwickelt. Kreativwirtschaft – eine Zukunftsbranche und wirtschaftliches Innovationsfeld“, so ist in einer Broschüre der Initiative „projektzukunft“ der Senatsverwaltung von Berlin nachlesen.

<sup>7</sup> Laut Mikrozensus erzielten Alleinunternehmer der Kreativwirtschaft im Jahr 2004 ein Jahresnettoeinkommen von insgesamt 5,8 Mrd. Euro. In der Aufteilung nach vier Einkommensklassen erzielen 68.000 Alleinunternehmer ein Einkommen unter 900 Euro netto, rund 84.000 liegen in der Einkommensklasse zwischen 900-1.500 Euro, rund 102.000 Alleinunternehmer haben ein Einkommen von 1.500 bis 2.600 Euro und 56.000 Kreative kommen auf mehr als 2.600 Euro netto im Monat (Enquete-Bericht ‚Kultur in Deutschland‘ 2007: 290). Daraus folgt, dass mindestens ein Fünftel der kreativen Alleinunternehmer die derzeitige Armutrisikogrenze unterschreitet. Ebenso weisen die Daten aber auch darauf hin, dass ein großer Anteil der kreativen Alleinunternehmer in materieller Hinsicht nicht unter prekären Bedingungen lebt.

<sup>8</sup> Über das Lohngefüge in Ostdeutschland liegen bislang zu wenige Daten vor, als dass verlässliche Aussagen getroffen werden könnten. Doch sind auch hier strukturelle Analogien anzunehmen, sodass die Löhne und Honorare vermutlich, ähnlich wie in Berlin, unter dem

Aus all diesen Gründen beschreibe ich die Arbeitsbedingungen in der Kultur- und Kreativwirtschaft als *politisch gerahmte Wettbewerbslogik*, die sich seit Beginn der 1990er Jahre zuspitzt.

Ich komme zu den empirischen Befunden. Die befragten Akteure sind zwischen 1970 und 1975 geboren. Damit gehören sie jener Kohorte an, die in den 1990er Jahren in die Kreativwirtschaft eingestiegen sind und damit in der Phase sich verschärfender Arbeitsmarktbedingungen ihren beruflichen Werdegang begonnen haben (vgl. Gottschall 1999). Ihre Tätigkeiten lassen sich grob den Wirtschaftszweigen Musik, Darstellende Kunst, Film/Radio/TV sowie dem IT-Bereich zuordnen. Hierbei handelt es sich ausschließlich um sog. Alleinunternehmer, die aufgrund ihres Erwerbsstatus' aus den erwerbszentrierten, wohlfahrtsstaatlichen Solidarbezügen ausgeschlossen sind, und die außerdem teilweise auch aus der Künstlersozialkasse ausgeschlossen bleiben. Insofern ist diese Untersuchungsgruppe ein gutes Beispiel für die Privatisierungsprozesse, die mit dem aktuellen gesellschaftlichen Umbau der Arbeitsgesellschaft einhergehen, und die die Akteure auf eigenverantwortlich erbrachte und private Versorgungsnetze zurück werfen.<sup>10</sup>

Als besonders kritisch empfinden die Befragten vor dem Hintergrund der marktradikalen Arbeitsbedingungen ihre soziale Lage, wenn sie auf Stipendien bzw. Engagements in öffentlichen Kultureinrichtungen angewiesen sind. Die langen Vorlaufzeiten zur Projektbewilligung erfordern eine vorausschauende Planung und entsprechende Rücklagen, um diese Phase finanziell zu überbrücken.

Da meist auf Rechnung gearbeitet wird und Honorare erst lange Zeit nach Fertigstellung der Projekte gezahlt werden, müssen die Akteure oft in Vorleistung treten. Die langen Entwicklungs- und Vorbereitungsphasen, sich überlagernde Projekte sowie die erzwungenen Freiräume zwischen den Projekten, in denen kein Anschlussprojekt vorhanden ist, führen, so drückt es ein Befragter aus, zu einer „chronische[n] Unterfinanzierung, bei der man alle Risiken allein trägt“. Die materielle Ungewissheit und die starken Schwankungen empfinden die Befragten teilweise als „brutal“, weil sie oft nicht wissen, wie sie ihren Lebensunterhalt bestreiten sollen.

Wie prekär eine solche Existenz werden kann, zeigt das Beispiel einer befragten Kuratorin, die zwar in der Berliner Off-Kultur-Szene als erfolgreich gilt; dennoch konstatiert sie, dass sie von ihrer Tätigkeit kaum leben könne. Bisweilen sei das Honorar öffentlicher Kultureinrichtungen so gering, dass die Befragte mit sechs Monaten Projektarbeit ihren Lebensunterhalt für nur zwei Monate absichern könne.

Noch schwerer als die unsichere finanzielle Lage, wiegt für die Befragten jedoch die fehlende institutionell-rechtliche Anerkennung: Sie fühlen sich in ihrer Tätigkeit weder gesellschaftlich wahrgenommen noch anerkannt. Ein Befragter, der in Eigeninitiative ein Medienfestival organisierte, erklärt: „Für meine Lebenssituation würde ich mir schon wünschen, dass es Möglichkeiten gibt, Ein-Mann-Unternehmen etwas mehr zu unterstützen und die mir vor allem einen Status geben.“ Dieser Kreative erfährt das Leben jenseits der

---

westdeutschen Durchschnitt liegen.

<sup>9</sup> Wenn man weiter differenziert, dann sind nach bisherigem Kenntnisstand die maßgeblichen Ungleichheitsdimensionen in der Kreativwirtschaft in Bezug auf Einkommensdifferenzen in dieser Reihenfolge, 1. Ort, 2. Branche und Erwerbsform (Alleinunternehmer verdienen branchenabhängig immer vergleichsweise schlecht), 3. Alter und damit Berufsdauer, 4. Geschlecht.

<sup>10</sup> Ergänzt wird diese Studie durch Feldbeobachtungen und informelle Gespräche, die ich mit der im ganzen Bundesgebiet recht erfolgreichen Gruppierung der sog. „Digitalen Bohème“ geführt habe – und die gewissermaßen das Kontrastbeispiel zur kritischen Masse darstellt und die Superstar-Logik von Kulturmärkten symbolisiert (vgl. Manske 2009).

industriegesellschaftlich geprägten Normalbiografie offenbar als zweifelhaftes Privileg. Er erzählt weiter: „Ich würde mich immer als Project-Director, Kulturvermittler, Kurator und Regisseur verkaufen, aber meine Lebenssituation entspricht dem in keiner Weise.“

Für die Akteure ergibt sich somit eine widersprüchliche Situation: Sie verfügen über eine akademische Bildung und umfassende berufliche Qualifikationen, ihre soziale Lage spiegelt dies aber nicht wider. Vielmehr befinden sie sich subjektiv wie objektiv in einer sozialen Schwebelage. Häufig sind die Befragten zeitweilig auf „Hartz IV“ angewiesen. Die Befragten beschreiben diese Situation als ambivalent, weil sie damit zwar eine soziale Grundsicherung erhalten, die ihnen allerdings nur eine prekäre Existenz ermöglicht.

Vor diesem Hintergrund wächst etwa die Mitgliedschaft in der KSK über den Stellenwert einer günstigen Kranken- und Rentenversicherung hinaus zu einer institutionellen Anerkennung und der Gewissheit, „dazu“ zu gehören.

Den individuellen Marktrisiken begegnen viele Akteure, indem sie ihre Tätigkeiten diversifizieren und sich Marktnischen suchen. So entwickeln sie Projekte im öffentlichen und gemeinnützigen Kultursektor gleichermaßen wie in der freien Wirtschaft.

Zudem erfinden einige von ihnen einen Individualberuf und tragen so auf ihre Weise zur Differenzierung der Kreativwirtschaft bei. Eine Befragte erklärt etwa, sie sei „Produktionsdramaturgin“ – ein Individualberuf, der die Bereiche Produktionsleitung und Dramaturgie in Theater und Oper verbindet.

Zudem übernehmen viele Akteure berufsferne „Brotjobs“, etwa als Immobilienmakler oder in Call-Centern.

Das bisher Gesagte lässt Sie womöglich schaudern. Doch bei aller beschriebenen Ungewissheit gibt es auch Lichtblicke: Zwar erfahren die Befragten die beschriebenen Unsicherheiten als Zerreißprobe; trotzdem scheinen diese ungewissen Arbeitsbedingungen, in Kombination mit dem Ort, vielen Befragten auch Handlungsspielräume zu eröffnen. Und zwar nicht zuletzt auch, indem sie ihnen eine Lebensführung ermöglichen, in der sie auch subjektive Bedürfnisse jenseits von Arbeit stillen können.

Hinzu komme ein „State of Mind“, wie es ein Befragter pointierte. Dieser „State of Mind“ erweist sich im Alltag als Belastungselastizität und lässt sich zunächst als eine gekonnte Ausblendung oben erläuteter Macht- und Herrschaftszusammenhänge lesen. Eine Ausblendung, welche den Akteuren aber ermöglicht, die Unsicherheiten ihrer Existenz offensiv aufzugreifen (vgl. Manske 2009).

### **3. Conclusio: Zwei Formen von Prekarität.**

Was sagen uns die erläuterten Ausprägungen von Prekarisierung nun mit Blick auf gesellschaftliche Konfliktlagen und deren Neuheitswert? Kann man abschließend und vor dem Hintergrund meiner These einer Prekarisierung der Arbeitsgesellschaft im Anschluss an den französischen Soziologen Pierre Bourdieu resümieren, dass Prekarität überall ist (vgl. Bourdieu 1998)? In gewisser Hinsicht: ja – doch ist das nur die halbe Geschichte. Charakterisiert man Prekarität als Teil einer neuartigen Herrschaftsform (Bourdieu 1998), die im großen Maßstab zur Entsicherung von Arbeits- und Lebensbedingungen führt, welche die Betroffenen ihrer Zukunftspläne beraubt und sie dadurch im Heute paralyisiert (Castel 2000), dann ist sie sicherlich nicht „überall“. Wie gezeigt, betrifft Prekarisierung die hier betrachteten sozialen Gruppen auch nicht gleichermaßen. Vielmehr

wird Prekarisierung in zwei Formen sichtbar. Ein wesentlicher Unterschied zwischen den zwei Formen liegt vor allem darin, dass sie zum einen strukturell oktroyiert und zum anderen eher in Kauf genommen wird, um einer bestimmten Erwerbsarbeit und einem bestimmten Lebenskonzept nachgehen zu können.

**Bei der ersten Form, der strukturell oktroyierten Prekarisierungskonstellation**, handelt es sich um eine Gleichzeitigkeit von Umwandlung gesicherter Arbeitsverhältnisse in ungesicherte Beschäftigungsformen und um die Fortschreibung frauentypischer Beschäftigungsformen. Diese Entwicklung verweist einesteils auf die Aushöhlung des industriell geprägten Normalarbeitsverhältnisses und andernteils auf die strukturelle Festigung von geschlechtsspezifischen Ungleichheitslagen am Arbeitsmarkt. Doch hält diese strukturelle Fortschreibung geschlechtsspezifischer Arbeitsmarktlagen ambivalente Herausforderungen an die bisher erprobten Geschlechterarrangements in Ost und West bereit. Denn während sich die Erwerbslage von Frauen häufig sogar real verschlechtert, wird sie angesichts des Positionsverlustes des männlichen Industriearbeiters teilweise relativ stärker; etwa dann, wenn die Ehefrau zur Familienernährerin wird. Insofern ist festzuhalten, dass die Verunsicherung sozialer Lagen im Niedriglohnbereich mit einer Schwächung hergebrachter Ungleichheitsverhältnisse verknüpft ist und deshalb für sich genommen schon kein linearer Prozess ist.

**Zum zweiten zeigt sich eine Prekarisierung auf hohem Niveau** (Manske 2007). Sie ist typisch für Kreative. Gemeint ist damit eine soziale Lage, in der eine hohe Bildung mit einer starken künstlerisch-kreativen Motivation zusammen trifft und sich zu einer spezifischen Mischung von wirtschaftlichen Armutsrisiken und subjektiven Autonomiegewinnen verbindet. Sie artikuliert sich in einer Normalisierung von Unsicherheit, der die Akteure mit unterschiedlichen Strategien begegnen und mit differenzierten beruflichen Sinngehalten und Perspektiven verknüpfen. Prekarisierung auf hohem Niveau hat folglich eine Doppelbedeutung, die sich in einer unsicheren sozialen Lage abzeichnet und zugleich auf neue Formen von Soziabilität verweist. Obgleich in diesem Muster eine gewisse historische Kontinuität angelegt ist, weisen sowohl die strukturelle Expansion der Kreativwirtschaft, ihre politische Indienstnahme als auch die subjektiven Verarbeitungsmuster der spezifischen Erwerbsbedingungen in der Kreativwirtschaft darauf hin, dass Kreative für die Ausweitung instabiler beruflicher Existenzen stehen und daher deutlich machen, wie herkömmliche Kriterien von sozialer Ungleichheit brüchig und traditionelle Stratifikationsmuster der Bundesrepublik in Frage gestellt werden.

**Die präsentierten Befunde beleuchten somit zwei Seiten derselben Medaille.** Einerseits lässt sich die aktuelle arbeitsgesellschaftliche Transformationslogik als ineinander greifender Prozess von sozialstrukturellen Effekten beschreiben, die in unterschiedlichen Zonen des sozialen Raums auftreten und beide als ein genuines Element des aktuellen arbeitsgesellschaftlichen Strukturwandels zu konzeptualisieren sind, nämlich als jeweils relativ autonomes empirisches Phänomen eines komplexen gesellschaftlichen Transformationsprozesses. Andererseits verweisen die Befunde auf die „feinen Unterschiede“ sozialer Gefährdungen und Risiken. So ist festzuhalten, dass beide Konfigurationen prekärer Erwerbs- und Lebenslagen ein genuines Anzeichen eines tief greifenden Strukturwandels der Arbeitsgesellschaft sind, der sich sozialräumlich durch die Entstehung von Zonen sozialer Ungewissheit an verschiedenen Orten des sozialen Raumes äußert. Verstanden als ein arbeitsteiliger Strukturzusammenhang ist Prekarität dann insofern überall, als dass ihre beiden hier beschriebenen Formen komplementär sind und Prekarität als ein hegemoniales Herrschaftsprinzip mit je spezifischen empirischen Ausprägungen betrachtet werden muss. Würde man hingegen die auch lebensweltlich unterschiedlichen Ausprägungen von Prekarisierungskonfigurationen nicht als je spezifische und zugleich aufeinander bezogene

Prozesse betrachten, besteht die Gefahr, dass sich in dem dann generalisierenden Gebrauch des Begriffs „Prekariert“ ein Deutungskonzept Geltung verschafft, das die Berliner Soziologin Hildegard Maria Nickel zurecht als „Relativierung und Akzeptanz“, wenn nicht gar als positive Rechtfertigung von Ungleichheit ausmacht (vgl. Nickel 2009).

Die Analyse untermauert daher bei aller gebotenen Differenzierung ein spezifisches Kennzeichen des aktuellen arbeitsgesellschaftlichen Strukturwandels: die Normalisierung, Ausbreitung und Verfestigung von verunsicherten und teils prekären Soziallagen als strukturelles Phänomen.

## Literatur

- Aulenbacher, Brigitte (2009): Die soziale Frage neu gestellt – Anmerkungen aus der Perspektive der Geschlechterforschung. In: Dörre, K./ Castel, R. (Hg.): Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts. Frankfurt/New York: Campus, S. 65-80.
- Bartelheimer, Peter (2005): Erwerbsbeteiligung in sozioökonomischer Perspektive, Statistisches Bundesamt, <http://kolloq.destatis.de/2005/bartelheimer/pdf>, Zugriff am 10.06.06.
- Betzelt, Sigrid (2006): Flexible Wissensarbeit: AlleindienstleisterInnen zwischen Privileg und Prekarität, ZeS-Arbeitspapier Nr. 3/2006.
- Bourdieu, Pierre (1998/ 2004) : Prekarität ist überall, in : ders. : Gegenfeuer, Konstanz: UVK, S. 107-113.
- Castel, Robert (2000): Die Metamorphosen der sozialen Frage. Eine Chronik der Lohnarbeit. Konstanz.
- Castel, Robert/Dörre, Klaus (2009): Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts, Fft/New York.
- Dörre, Klaus (2009): Prekarität im Finanzmarkt-Kapitalismus. In: Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts, Fft/New York., S. 35-64.
- Enquete-Bericht der Bundesregierung ‚Kultur in Deutschland‘ (2007): Abschlussbericht der Enquete-Kommission „Kultur in Deutschland“, Bundestagsdrucksache 16/7000.
- Gottschall, Karin (1999): Freie Mitarbeit im Journalismus. Zur Entwicklung von Erwerbsformen zwischen selbständiger und abhängiger Beschäftigung. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 51(4), S. 635-654
- Gottschall, Karin/Schnell, Christiane (2000): Alleindienstleister in Kulturberufen – Zwischen neuer Selbständigkeit und alten Abhängigkeiten. *WSI-Mitteilungen* 53 (12), S. 804-810.
- Haak, Carroll (2005): Künstler zwischen selbständiger und abhängiger Erwerbsarbeit. [Discussion Paper SP I 2005-107](#) Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung.
- Haak, Carol/Schmid, Günter (1999): Arbeitsmärkte für Künstler und Publizisten – Modelle einer zukünftigen Arbeitswelt? Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung. P99-506.
- Haak, Carol/Schmid, Günter (2001): Arbeitsmärkte für Künstler und Publizisten: Modelle der künftigen Arbeitswelt? *Leviathan. Zeitschrift für Sozialwissenschaft.* 2/2001. Westdeutscher Verlag, S. 156-178.
- Hausen, Karin 1976: Die Polarisierung der ‚Geschlechtscharaktere‘. Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben. In: Conze, Werner (Hg.): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas – Neue Forschungen. Stuttgart, S. 367-393.
- Heil, Vanessa / Manske, Alexandra (2007): Wenn Arbeit arm macht – der Niedriglohnsektor als Boombranche. *Blätter für deutsche und internationale Politik*, H. 8, S. 995-1002.
- Holst, Hajo (2009): Disziplinierung durch Leiharbeit? Neue Nutzungsstrategien von Leiharbeit und ihre arbeitspolitischen Folgen. In: *WSI-Mitteilungen*, H 3.
- Kalina, Thorsten/Weinkopf Claudia (2008): IAQ-Report 1/ 2008. Weitere Zunahme der Niedriglohnbeschäftigung: 2006 bereits rund 6,5 Millionen Beschäftigte betroffen. Duisburg/Essen.
- Kulturwirtschaftsbericht der Stadt Berlin: Senatsverwaltung für Wirtschaft, Technologie und Frauen/ Der Regierende Bürgermeister von Berlin, Senatskanzlei – Kulturelle Angelegenheiten/ Senatsverwaltung für Stadtentwicklung (Hrsg.) (2008). Kulturwirtschaft in Berlin. Entwicklungen und Potenziale.

- Manske, Alexandra (2007). Prekarisierung auf hohem Niveau. Eine Feldstudie über Allein-Unternehmer in der IT-Branche. München, Mering: Hampp.
- Manske, Alexandra (2008): Das Ende der Eindeutigkeiten? Die Prekarisierung der Arbeitsgesellschaft aus genderpolitischer Perspektive. In: A. Manske/ B. Geißel (Hrsg.), Kritische Vernunft für demokratische Transformationen. Festschrift für Christine Kulke. Opladen: Budrich, S. 135-160.
- Manske, Alexandra (2009): Unsicherheit und kreative Arbeit – Stellungskämpfe von Soloselbständigen in der Kulturwirtschaft; in: Castel, R./ Dörre, K. (Hg.): Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts, Fft/New York, S. 283-296.
- Manske, Alexandra/ Merkel, Janet (2009). Prekäre Freiheit. Die Arbeit von Kreativen. WSI-Mitteilungen (6). i.E.
- Manske, Alexandra/ Merkel, Janet (2009). Prekäre Freiheit. Die Arbeit von Kreativen. WSI-Mitteilungen, 62 (6), 295-301.
- Manske, Alexandra /Schnell, Christiane (2009): Kultur- und Kreativarbeit. Deutungen und Befunde im Kontext des Strukturwandels der Arbeitsgesellschaft; in: Böhle, F. / Voß. G.G./ Wachtler, G. (Hg.): Handbuch zur Arbeitssoziologie, Fft/New York (i.E.).
- Meyer, Thomas (2005): Praxis der Sozialen Demokratie, Wiesbaden: VS.
- Mundelius, Marco (2009). Einkommen in der Berliner Kreativbranche. Angestellte Künstler verdienen am besten. DIW Wochenbericht, 76 (9), 138-146.
- Nickel, Hildegard Maria (2009): Die „Prekariert“ – Eine soziologische Kategorie? In: Dörre, K./ Castel, R. (Hg.): Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts, Frankfurt/New York: Campus, S. 209-218.
- Schäfer, Claus (2008): Anhaltende Verteilungsdramatik – WSI-Verteilungsbericht 2008 In: WSI-Mitteilungen 11+12, S. 587-596.
- Vogel, Berthold (2009): Das Prekariat – eine neue soziale Lage? In: : Dörre, K./ Castel, R. (Hg.): Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts, Frankfurt/New York: Campus, S. 197-208.
- Völker, Susanne (2007): Prekäre Transformationen – herausgeforderte Lebensführungen. In: Querelles. Jahrbuch für Frauen- und Geschlechterforschung, Bd. 12, Berlin, S. 176-194.
- Völker, Susanne (2009): Entsicherte Verhältnisse – veränderte Dynamiken sozialer Ein- und Entbindung. In: Dörre, K./ Castel, R. (Hg.): Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung. Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts, Frankfurt/New York: Campus, S. 219-228.
- Wiesand, Andreas J. (2006). Kultur- oder ‚Kreativwirtschaft‘: Was ist das eigentlich? Aus Politik und Zeitgeschichte APuZ 34-35/2006, 8-16.
- Wimbauer, Christine (2006). Frauen – Männer. In: S. Lessenich/ F. Nullmeier (Hrsg.), Deutschland. Eine gespaltene Gesellschaft. Berlin: Bundeszentrale für politische Bildung. S. 136-157.